



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Koch, Max: Ein politischer Dichter und Zeitungsschreiber des achtzehnten Jahrhunderts.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Anstoß, es geht einmal nicht anders, und so findet man sich leicht darein. Nicht selten greifen übrigens auch Weiber und Mädchen zu diesem lustigen Handwerk und ziehen als fahrende Harfenistinnen im Lande umher.

Viele Eichsfelder üben auch das Gewerbe der Wollkrämer aus, eine Erwerbsquelle, die jedoch seit Jahren mehr und mehr versiegt. Seit die Hausindustrie dem Großbetriebe das Feld hat räumen müssen, ist diesem Gewerbe der Boden entzogen.

Trotz solchen Wanderlebens hält der Eichsfelder mit bewundernswerter Zähigkeit an seinen heimischen Sitten, Lebensgewohnheiten und Trachten fest. Die Tracht der Mädchen und Frauen ist, während fast allerwärts unsre nivellirende Zeit Gleichförmigkeit eingeführt hat, seit alten Zeiten unverändert geblieben. Die Mädchen tragen kurze und wenig über die Kniee reichende Röcke, am liebsten in möglichst bunten, schreienden Farben, um die Brust ein buntes Tuch geschlagen. Unverheiratete Mädchen tragen keinen Kopfschmuck, dagegen ist die spitze Haube mit hinten herabhängenden langen Bändern das untrügliche Zeichen der Frauenwürde. Ein weiter Mantel von bedrucktem Rattun vervollständigt diese, wenn auch nicht besonders schöne, so doch typische Tracht der Eichsfelderin. Fast untrennbar von ihr ist der Tragkorb, der auf dem Rücken hängt. Nie wird sie anders als in diesem Korbe Lasten befördern, nie sieht man sie eine Bürde am Arm oder auf dem Kopfe tragen.



Ein politischer Dichter und Zeitungsschreiber des achtzehnten Jahrhunderts.

Im Schlusse des zehnten Buches von „Dichtung und Wahrheit“ erzählt Goethe launig, daß der so einsichtige als geistreiche Doktor Gall nach seiner Schädellehre beteuerte, „ich sei eigentlich zum Volksredner geboren. Über diese Eröffnung erschrak ich nicht wenig; denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles übrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehltter Beruf gewesen.“ Nichts zu reden fand? Nun Gegenstände, welche dem Volksredner zu Bethätigung seiner Gabe hätten anreizen können, wären wie immer und überall so auch im Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts nur in allzureicher Fülle vorhanden gewesen; allein wo gab es damals in Deutschland außerhalb der Kanzeln einen Ort, von dem aus ein volkstümliches Rednertalent die Nation anregen, in gutem oder schlimmem Sinne auf sie hätte ein-

wirken können? Und wie mußte sich unter diesen Verhältnissen das Leben eines Mannes gestalten, der von der Natur die Begabung zum Volksredner in so ausgeprägter Weise empfangen hatte, daß er sich gedrungen fühlte, selbst das unmittelbar für den Druck bestimmte in einem öffentlichen Kreise zugleich als Rede und als Diktat vorzutragen? wenn diesem Manne zudem die Gaben zweier Musen bescheert waren, kraftvolles Mark seine Sinnlichkeit stählte, aber Rat, Mäßigung und Weisheit dem Feuergeiste von der Gottheit versagt geblieben waren? Eine solche Erscheinung kennt die deutsche Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts wirklich. Der so geartete Mann war Christian Friedrich Daniel Schubart (den 24. März 1739 zu Obersontheim im Gebiete der schwäbischen Reichsstadt Aalen geboren, zu Stuttgart am 10. Oktober 1791 gestorben).

Wir besitzen neben mittelmäßigen auch mehrere hochgerühmte Literaturgeschichten des achtzehnten Jahrhunderts; man darf jedoch nicht glauben, daß in irgendeiner derselben die ganze Fülle der Tendenzen und Anregungen, welche sich zwischen 1730 und 1800 in unsrer Literatur bemerklich machten und mehr oder minder zur Wirksamkeit gelangten, genügend berücksichtigt wäre. Allzu mannichfaltig sind diese oft absonderlich gestalteten Bestrebungen. So hat auch Schubart bisher in unsern Literaturgeschichten eine mehr als stiefmütterliche Behandlung erfahren. Kaum daß unter den Dichtern der Sturm- und Drangperiode und in der Jugendgeschichte Schillers sein Name genannt wird. Ich muß die Berechtigung der Klage seines neuen Biographen*) anerkennen, wenn er auch mit seinen Beschuldigungen gegen einzelne — an ihre Spitze setzt er Schubarts Landsmann Schiller selbst — nicht immer im Rechte ist. Von Schiller war es in der That nur landsmannschaftliche Rücksicht, wenn er, der einen Bürger verurteilte, Schubart nicht erwähnte. Als Kunstrichter vermochte er bei seinen Prinzipien Schubart unmöglich zu loben, und über Schubarts journalistisch-politische Thätigkeit zu reden, konnte er sich niemals veranlaßt fühlen. Hauff hebt in heftiger Polemik gegen seine verdienstvollen Vorgänger hervor, daß Schubart kein blinder Verehrer Klopstocks gewesen sei; aber die kritischen Bedenken, welche der schwäbische Dichter einigemal gegen Klopstocks spätere Dden laut werden läßt, hat auch Strauß bereits erwähnt. Thatsächlich wird auch durch Hauffs Darstellung die Behauptung von Strauß durchweg bestätigt. Schubarts Gedichte**) lassen sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, in zwei große Gruppen scheiden, je nachdem der Einfluß der Klopstockschen Ddenpoesie oder das volkstümliche Element in ihnen vorwaltet. War Schiller in seiner Jugend selber ein Nachahmer Klopstocks gewesen, so urteilte er doch, als er über naive

*) Christian Friedrich Daniel Schubart in seinem Leben und seinen Werken dargestellt von Gustav Hauff. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1885.

**) Chr. Fr. D. Schubarts Gedichte. Historisch-kritische Ausgabe von Gustav Hauff Leipzig, Neclam.

und sentimentalische Dichtung schrieb, sehr hart über Klopstocksche Poesie; für das volkstümliche Element in der Lyrik fehlte ihm Verständnis oder doch Sympathie, er würde ganz gewiß nicht in Goethes freudige Bewunderung für des Knaben Wunderhorn mit eingestimmt haben. Wie hätte er nun für Schubarts Poesien lobende Worte finden sollen? Das beste, was Schubart als Dichter geleistet hat und was auf uns gekommen ist — denn sehr vieles, z. B. seine sämtlichen dramatischen Arbeiten, sind ja verloren gegangen —, klingt an das Volkslied an; nur in der „Fürstengruft“, die er auf dem Hohenasperg schrieb, als Herzog Karl Eugen wieder einmal wortbrüchig ihm die versprochne Freilassung verweigerte, und in dem Gedichte „Frischlin“ hat er auch als Klopstockianer die Vorzüge seiner volkstümlichen Dichtungsweise beibehalten. Der „Hymnus“ und der „Obelisk“ auf Friedrich den Großen sind, so wichtig sie für Schubart selbst waren und uns als historische Dokumente erscheinen müssen, doch vom rein ästhetischen Standpunkte aus betrachtet wenig lobenswert, ja völlig mißglückt zu nennen.

Der Lyriker Schubart verdient mehr Beachtung als er bisher gefunden hat, schon aus dem Grunde, weil wir an ihm eine Erscheinung gewahren, die uns an die Zeiten der mittelalterlichen Dichtung gemahnt. Der lyrische Wortdichter ist zugleich Länddichter. Wie es bei den Meister- und Minnesängern und noch später im Volksliede Regel war, so entstehen auch bei Schubart sehr oft Wort und Weise zugleich. Das war z. B. bei seinem berühmtesten Gedichte, dem „Kapliede“ (Auf auf, ihr Brüder, und seid stark), der Fall. Wie Text und Melodie hier gleichzeitig entstand, so ist auch dem ersten Drucke (Stuttgart 1787) die Musik gleich beigegeben. Aber auch sonst kam der Musiker Schubart dem Dichter Schubart zu Hilfe. Improvisator wie er durchweg war — die Dichtungen, an denen er lange arbeitete und feilte, sind die am wenigsten gelungenen —, hat er am Klavier sitzend zugleich Text und Melodie erfunden. Natürlich mußten seine Gedichte dadurch einen bedeutenden Vorzug erhalten. Goethe äußerte sich Zelter gegenüber (10. Januar 1824 und 21. Dezember 1809): „Ich setze voraus, daß dem Dichter eine Melodie vorschwebt“ und „Jedes Lied soll erst durch Komposition vollständig werden.“

Des Dichters Sohn und Biograph, Ludwig Schubart, teilte die Ansicht seines Vaters, daß dieser zum Epiker geboren gewesen sei; er bedauert, daß die beiden projektirten Epen „Satans Wiederkehr“ und „Der verlorne Sohn“ nicht zur Ausführung gelangt seien. Uns zeigt schon die an Stelle eines ebenfalls geplanten Epos getretene lyrische Rhapsodie „Der ewige Jude“, daß Schubart noch viel weniger als Klopstock episches Talent besessen hat. Ein paar novellistische Erzählungen, deren eine in der Folge einem Eleven der hohen Karlschule den Stoff zu seiner Tragödie „Die Räuber“ liefern sollte, sind Schubart erträglich geraten; mit dem Versuche eines Romans quälte er sich zu verschiedenen Zeiten vergeblich ab. Wir dürfen freilich bei einer Betrachtung Schubarts nie ver-

geffen, daß ihm eine naturgemäße Entwicklung versagt war. Seine Jugendbildung erscheint mangelhaft; während seiner Schulmeisterzeit in Geislingen sehen wir, wie er als Autodidakt sich abmüht, einen klaren Einblick in die dichterische und wissenschaftliche Bewegung Norddeutschlands zu gewinnen. Es macht einen rührenden Eindruck, mit welchem naiven Eifer er das eben Gelernte wieder zu lehren sucht, ohne daß er selbst einen festen Standpunkt für seine Beurteilung gewinnen kann. Seine Bewunderung für den Dichter des „Agathon“ gerät mit seiner theologischen Gesinnung in Widerstreit. Ein Freigeist, wofür er sich später in Selbstanklagen ausgab, ist er überhaupt niemals gewesen; er schwankte nur zwischen einer freieren und einer strengern theologischen Auffassung. Aber seine angeborene Sinnlichkeit brachte, als in Ludwigsburg das böse Beispiel und die unmittelbare Verführung der lächerlichen Hofkreise an ihn herantrat, seine Handlungen in Widerstreit mit seiner religiösen Überzeugung; dies veranlaßte ihn dann, die Ausschweifungen, zu denen er von Natur aus neigte, ganz ungerechtfertigterweise statt seiner moralischen Schwäche einer freieren Geistesrichtung zur Last zu legen. Nach mannichfachen Irrungen hatte sich Schubart endlich um die Mitte der siebziger Jahre als Mensch und Schriftsteller emporgearbeitet. Erst in Ulm entfaltete sich sein Geist freier, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß nun Bedeutenderes von ihm zu erwarten sei. Da griff die frevelnde Despotenhand zerstörend in sein Leben ein. Nach zehnjähriger Kerkerhaft war Schubarts Geist gebrochen. Was Schubart trotz dieser Ungunst der Verhältnisse geleistet hat, ist nicht unbedeutend. Den volkstümlichen Liederton hat er bereits vor Goethes Straßburger Aufenthalt angeschlagen. Die im neunzehnten Jahrhundert anerkannte Bedeutung des Dialekts für die Poesie und seine liebevolle Pflege geht von Schubart aus. Man hat später den Ausgaben seiner Werke die Aufschrift gegeben: „Schubarts des Patrioten gesammelte Schriften.“ Der Wert der sogenannten politischen Poesie ist oft ein recht zweifelhafter; Schubart aber ist nicht nur der Zeit nach der erste unsrer politischen Dichter. Ästhetisch wie historisch betrachtet haben seine politischen Poesien ihren vollen Wert. Die Erzählung des Kammerdieners in der zweiten Szene des zweiten Aktes von „Kabale und Liebe“ wirkt nun seit mehr als hundert Jahren von der Bühne herab auf das deutsche Publikum; Schubarts Kaplied ist mit deutschen Auswandern über den Erdbreis gewandert; sein Eindruck war kein geringerer, wenn es auch die in Schillers Drama scharf hervorstechende Spitze verhüllen mußte. Die „Fürstengruft“ ist ein politisches Gedicht, wie vielleicht keines von gleicher Großartigkeit seit Schubart von einem deutschen Dichter geschrieben worden ist.

Die Teilnahme Schubarts an den politischen Verhältnissen war eine tiefgehende und nachhaltige. Von 1774 bis 1777 und von 1787 bis 1791 gab er die „Deutsche Chronik“ heraus. Mehr als manche andre neu hervorgezogene Schrift des vorigen Jahrhunderts verdiente sie den von Seuffert in Aussicht

gestellten, aber immer noch verzögerten Neudruck. Schubarts Chronik ist, wenn nicht die erste deutsche, so doch die erste süddeutsche politische Zeitung, der eine geschichtliche Bedeutung zukommt. Auch Schubart war ursprünglich nur „Fritzisch“ gesinnt, wie Goethe es in „Dichtung und Wahrheit“ nennt. Er hat auch später die Persönlichkeit Friedrichs des Großen vor allem gefeiert, aber aus der „Fritzischen“ entwickelte sich ihm eine „preußische“ Gesinnung. Treitschke rühmt es Wieland nach, er sei unter unsern Klassikern der einzige gewesen, welcher den Wendungen der Tagespolitik mit reger Teilnahme folgte und in Karl August das Verständnis für den Staat weckte. Unsern Klassikern darf man Schubart freilich nicht beizählen, unter unsern Schriftstellern sind es aber noch zwei Schwaben gewesen, die dasselbe, ja vielleicht noch ein höheres Lob als Wieland für sich in Anspruch nehmen können: Schubart und Thomas Abbt (geboren den 25. November 1738 zu Ulm, gestorben den 3. November 1766 zu Bückeburg). Thomas Abbt, durch seine Teilnahme an den Berliner „Literaturbriefen“ und Herders, seines Amtsnachfolgers, „Eulogium“ mehr bekannt als durch seine Werke, war in früher Jugend nach Preußen gekommen und erwarb sich hier eine ungewöhnliche politische Bildung. Seine beiden Schriften „Vom Verdienste“ und „Vom Tode fürs Vaterland“ sondern sich vorteilhaft ab von den farblosen moralischen Betrachtungen und Ermahnungen der populären Moralphilosophen. Es bezeichnet den Zustand, in welchen das Kleinfürstentum, wie Schubarts gestrenger Herzog es ausübte, uns gebracht hatte, daß Abbt sich genötigt sah, den Satz zu verteidigen, auch in Monarchien gebe es für den Einzelnen ein Vaterland. Der süddeutsche Schriftsteller, welcher Bürger des preußischen Staates geworden war, lehrte mit überlegener politischer Einsicht, daß jeder Einzelne in einem Verhältnisse zum Staate stehe, und pries Friedrich den Zweiten als den Vater eines Staates, der seinen Mitgliedern ein Vaterland gebe. Man braucht sich nur zu erinnern, welche sonderbare Ansichten noch Wilhelm von Humboldt in jüngern Jahren vom Wesen des Staates, den er nur als ein notwendiges Übel betrachtete, hegte, um das Verdienst Abbts würdigen zu können. Ein systematisches Denken und Darstellen, wie es Abbt, für den er sich lebhaft interessierte, eigen war, lag freilich völlig außerhalb von Schubarts Vermögen. Er griff aber verwandte Ideen in seiner Weise auf und wirkte für ihre Ausbreitung, wie er es vermochte. Abbt wendet sich in seinen Schriften, denen allen eine gewisse Vornehmheit eigen ist, an ein auserlesenes, gebildetes Publikum; der derbe Volksredner Schubart, der nicht bei Lessing und Sulzer, sondern bei Götz von Berlichingen in die Schule gegangen war, wandte sich mit seiner Zeitung an die weitesten Kreise des Volkes. Aufklärung und Sturm und Drang erscheinen sonst in unsrer Literaturgeschichte verfeindet; die im Stile der Sturm- und Drangperiode geschriebene „Chronik“ Schubarts hat für die Aufklärung in Schwaben, Baiern und Franken gewirkt. Sie ist nach Schubarts Freilassung wohl die gelesenste deutsche Zeitung gewesen; ihre Abonnentenzahl stieg über

zweitausend. Hauff führt uns in einem eignen Kapitel „Schubart als Kritiker“ vor; ich möchte sein weitgehendes Lob Schubarts, vor allem die Vergleichung mit Lessing (S. 314 und 329) nicht unterschreiben. Einzelnen treffenden literarischen Urteilen stehen doch mehr seltsame und geschmacklose gegenüber. Höhere künstlerische Einsichten gingen ihm völlig ab. In politischen Dingen aber ist es umgekehrt; da stehen einzelnen verschrobenen Äußerungen in der Mehrzahl der Fälle gesunde Ansichten gegenüber. Energisch tritt Schubart für den Fürstenbund ein; wie für ihn selber die Rettung aus dem württembergischen Gefängnis durch die Verwendung des preußischen Königs erfolgt war, so ist er unerschütterlich in dem Glauben an die Bedeutung des preußischen Staates für Deutschland. Den politischen Sinn suchte er von Anfang an zu wecken und zu leiten. Von seiner eignen politischen Einsicht aber zeugt es, daß er der französischen Revolution zwar mit Begeisterung, aber ungleich kritischer als Klopstock, Wieland u. a. gegenübertrat. Überall war er von lauterstem deutschem Patriotismus geleitet. Er hat, wie schon sein Hermannskultus zeigt, von Klopstock patriotische Anregungen empfangen; allein schon in seiner Bewunderung Friedrichs des Großen trennt er sich von Klopstock. In weitem Kreise noch als Klopstock hat Schubart für Erweckung vaterländischen Sinnes gewirkt und dabei für die realen Verhältnisse ein ganz andres Verständnis gezeigt als dieser.

Gustav Hauff, dessen Schubartbiographie uns zu vorstehender flüchtigen Charakteristik den Anlaß geboten, giebt im Anhang seines Buches eine „Übersicht über die Schubartliteratur.“ Als „eine epochemachende Erscheinung“ derselben muß er das Werk von David Friedrich Strauß rühmen: „Chr. Fr. D. Schubarts Leben in seinen Briefen“ (2 Bde., Berlin 1849; jetzt als 8. und 9. Bd. in Strauß' gesammelten Schriften [Bonn 1878] wieder abgedruckt). Es war die erste der großen literarischen Biographien von Strauß, und manche begründete Einwendung läßt sich gegen dieselbe erheben. Hauffs Polemik aber läßt sich nicht billigen; ich würde mir gegen ein Werk, von dessen Text, abgesehen von den Briefzitataten, ich Seiten und Seiten in meine eigne Arbeit herübernehme, nicht so viel — unbegründeten — Tadel gestatten. In einem oder dem andern unwesentlichen Punkte ist Hauff zu andern Ansichten gelangt, in den Hauptsachen zitiert er Strauß und gesteht damit selber zu, daß er inhaltlich mit ihm übereinstimmt und formell das von ihm Gesagte nicht besser vortragen kann. Hauff zitiert so viel aus Strauß, daß ich nicht einsehe, warum er an manchen andern Stellen ihn ohne Anführungszeichen wörtlich abschreibt. Hauff hat vor fünf Jahren sehr schätzenswerte „Schillerstudien“ veröffentlicht; seine nur leider nicht vollständige kritische Ausgabe von Schubarts Gedichten, die einzige zuverlässige, welche überhaupt existiert,*) wie die vorliegende Biographie geben von seinen

*) Eine auch von Hauff gerühmte Auswahl aus Schubarts Gedichten und Biographie Schubarts enthält der dritte Band von A. Sauer's trefflicher Ausgabe der „Stürmer und Dränger“ (Spemanns „Deutsche Nationalliteratur“ Bd. 79—81).

gründlichen, selbständigen Studien ehrendes Zeugnis. Umso unverständlicher bleibt es, warum er durch eine scharfe Polemik gegen Strauß seine ganz unvermeidliche Abhängigkeit von ihm zu verhüllen sucht. Hauffs Buch kann trotz mancher Unrichtigkeiten als eine nützliche und dankenswerte Ergänzung des Werkes von Strauß auf Beifall Anspruch erheben. Die bedeutendsten Abweichungen von Strauß ergeben sich daraus, daß Hauff den Anklagen der in bußfertiger Stimmung geschriebenen Selbstbiographie mehr Glauben schenkt; die richtigere Auffassung dürfte sich freilich bei Strauß finden. Hauffs Kapitel über „Schubart als Musiker“ ist durchaus ungenügend, und gerade hierfür hat auch Strauß gar nichts geboten. Wenn Hauff aber die Musik als den bösen Genius Schubarts bezeichnet, so weiß man wirklich nicht, was man dazu sagen soll. Schubart war nicht minder Musiker als Dichter; durch seine musikalische Begabung hat er Eingang in Kreise gefunden, in denen seine nie besonders starke Sittlichkeit Schiffbruch litt. Mit demselben Rechte könnte man dann die Poesie den bösen Genius Johann Christian Günthers nennen. Mißbrauch und üble Folgen können aus allem entstehen; woher weiß denn Hauff, daß auf Schubart die Musik nicht auch einen heilsamen Einfluß ausgeübt hat? Ein so frommes, der augenblicklichen Erregung zugängliches Gemüt wie das Schubarts wird bei der amtlichen Ausübung der Kirchenmusik ebenso wohlthätige Einflüsse empfangen haben, als ihn seine musikalische Begabung gefährlichen aussetzte. Hauff polemisiert gegen die antitheologische Auffassung von Strauß. Wer Strauß' Arbeit über Klopstock kennt, wird ihn von störender Einseitigkeit in literarischen Dingen gewiß freisprechen. Hauff handelt mit feierlichem Ernste von dem Traume, den Schubart in seinen Selbstanklagen erzählt, macht ihm Vorwürfe, daß er dieser offenbar göttlichen Warnung nicht Folge geleistet habe — soll das etwa Strauß gegenüber eine theologische Auffassung sein? Dann ziehe ich doch die antitheologische vor.

Hauff fordert durch seine gänzlich ungerechtfertigte Kritik gegen Strauß, der ihm Schritt vor Schritt den Weg gebahnt, die Kritik gegen seine eigne Arbeit förmlich heraus, und diese giebt derselben gar manche Blöße. Ich möchte aber statt dessen lieber auf das Verdienstliche von Hauffs Arbeit hinweisen. Schubart hat in unsern Literaturgeschichten noch keineswegs die ihm gebührende Stellung und Anerkennung erlangt. Eine neue monographische Arbeit über ihn war deshalb wohl am Platze. Zur richtigen Würdigung des schwäbischen Dichters und Chronisten wird Hauffs fleißige Arbeit ohne Zweifel behilflich sein.

Marburg i. H.

Max Koch.

